

SABINE LAY

*Aloha
im
Herzen*

ROMAN



SABINE LAY ist das Pseudonym einer erfolgreichen deutschen Autorin. Seit fast zwanzig Jahren ist sie als Regisseurin tätig, u. a. für *Verliebt in Berlin*, *Schloss Einstein* und *Sturm der Liebe*. Zum Schreiben fand sie durch ihre Leidenschaft für das Reisen – besonders Hawaii ist dabei zu ihrem Herzensort geworden.

Nach *Hibiskustage* ist dies ihr neuer Roman im Penguin Verlag.

Schick dein Herz auf eine Reise ...

Zur Feier des Hochzeitstags reist Laura mit ihrem Mann nach Hawaii. An schneeweißen Stränden, im paradiesischen Duft der Hibiskusblüten wollen sie wieder zueinander finden, denn um die Ehe steht es schon lange nicht mehr gut. Da entdeckt Laura im alten Königspalast von Oahu auf einer historischen

Fotografie eine Frau, die ihr selbst zum Verwechseln ähnlich sieht. Wie kann das sein? Die geheimnisvolle Fremde lässt sie nicht mehr los. Doch dann stirbt ihr Mann überraschend an einem Herzinfarkt. Im Leben von Laura, die sich und ihre Wünsche seit Jahren zurückgenommen hat, ist plötzlich nichts mehr, wie es einmal war. Kurzerhand beschließt sie, ihren Alltag hinter sich zu lassen und in Oahu dem Geheimnis um ihre vermeintliche Doppelgängerin auf den Grund zu gehen. Dabei kommt sie nicht nur der Geschichte einer starken Frau auf die Spur, sondern macht auch die Bekanntschaft eines attraktiven Hawaiianers ...

Außerdem von Sabine Lay lieferbar:

Hibiskustage. Roman

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

SABINE LAY

*Aloha
im
Herzen*

ROMAN



PENGUIN VERLAG

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2022 Sabine Lay

Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur Michael Gaeb.

Copyright © 2022 Penguin Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Susann Harring

Umschlaggestaltung: Bürosüd

Umschlagabbildung: www.buerosued.de

Satz: Uhl + Massopust GmbH, Aalen

ISBN 978-3-641-25901-3

V001

www.penguin-verlag.de



1

Die Frau auf dem Bild sah aus wie mein früheres Ich. Selbst ihre Frisur ähnelte der, die ich damals getragen hatte. Die langen Haare waren zu einem lockeren Zopf gebunden, ein paar Strähnen umrahmten das Gesicht. Unwillkürlich fasste ich mir an meine jetzt viel kürzeren Haare. Seit Jahren trug ich sie so, dass kein Zopf mehr möglich war.

Das, was mich am stärksten anzog, war ihr Blick. Es war, als ob sie mir etwas sagen wollte. Mir ganz persönlich.

»Können wir weiter?«, fragte Mark.

Nur mit viel Kraft gelang es mir, den Blick von der Frau loszureißen und ihn anzusehen. Wortlos deutete ich auf das Bild.

Mark warf einen kurzen Blick darauf. »Und?«

Ich zeigte etwas nachdrücklicher auf das Foto mit meinem Ebenbild. »Siehst du es nicht? Wenn ich es nicht besser wüsste, dann würde ich sagen, das bin ich mit Mitte zwanzig.« Durch meinen Kopf schossen so viele Gedanken, ich hatte keine Chance sie festzuhalten.

Mark kniff die Augen zusammen und warf einen weiteren kurzen Blick auf das Foto. »Ich kann da keine Ähnlichkeit erkennen.«

Ich stieß die angestaute Luft aus. Wie konnte er so über dieses verblüffende Abbild von mir in jungen Jahren hinweggehen?

»Aber erkennst du nicht, was ich meine?«, fragte ich empört. Wieder stieß ich meinen Finger in Richtung der gerahmten Aufnahme, die neben unzähligen anderen historischen Fotografien an der Wand hing. »Sie sieht doch aus wie ich.« Nachdem ich es laut ausgesprochen hatte, merkte ich, wie

seltsam das klang.

Mark sah nun etwas länger auf das Bild. »Ja, kann schon sein, aber es ist nur ein altes Foto, was soll das schon heißen. Ich habe im Flugzeug etwas über Doppelgänger gelesen.« Seine Stimme hatte diesen gelangweilten und überheblichen Ton, den ich so gut kannte. »Der Artikel hat behauptet, dass von jedem Menschen irgendwo auf der Welt mindestens ein Pendant existiert, manchmal sogar mehrere.«

Die Frau war mir wie aus dem Gesicht geschnitten. Etwas, das nun wirklich nicht sein konnte. Auf dem Foto steht sie neben Königin Liliuokalani, der letzten Königin von Hawaii. Dieser kleine Höcker auf der Nase, der Schwung der Augenbrauen, sogar der Haaransatz, es war alles wie bei mir.

Ich sah mich plötzlich selbst wieder, in jungen Jahren. Hatte ich damals auch so einen festen Blick und die Aura einer starken Frau gehabt? Wer war diese Person, die da neben der Königin stand? Die Gedanken schwirrten wie aufgeregte Bienen durch meinen Kopf.

»Können wir jetzt gehen?«, fragte mein Mann und wollte mich mit sich ziehen. »Wir haben um fünf Uhr ein Luau gebucht«, präzisierte er.

»Aber ...«, ich sah ihn an, »ich muss unbedingt wissen, was es mit dieser Fotografie auf sich hat. Das ist doch total abgefahren.«

»Ich finde diesen Palast sehr langweilig. Und dass es hier ein Bild gibt, mit einer Frau, die dir entfernt ähnelt, das ist doch nicht so besonders. Jetzt hast du deine Doppelgängerin gefunden. Und, fühlst du dich jetzt besser?«

Ich schloss einen Augenblick meine Augen. Ruhig bleiben. Dann wird er auch nicht ausrasten.

»Okay, lass uns zurückgehen. Vielleicht besuche ich den Palast morgen noch mal.« Ich warf einen letzten Blick auf die Wand mit den unzähligen Bildern und folgte ihm zum Fahrstuhl. Ja, es gab tatsächlich einen Fahrstuhl für die Besucher des Iolani-Palasts. Die geschwungene Treppe aus kostbarem Koa-Holz durfte nicht betreten werden. Wir hatten uns noch nicht alle Räume angesehen, aber ich spürte, dass Mark am Ende seiner Geduld war.

Im Eingangsbereich stoppte ich ihn dennoch. »Ich frage noch mal schnell nach. Bin gleich wieder da.«

Ohne zu wissen, an wen ich mich eigentlich wenden wollte, lief ich in den Keller des Gebäudes. Im Museumsshop, in dem man Bücher, Stifte und allerlei Krimskrams kaufen konnte, saß eine sichtlich gelangweilte Frau, die auf ihr Smartphone starrte, während sie ein Gähnen zu unterdrücken versuchte.

»Wo finde ich hier jemanden, der mir etwas über die Ausstellung sagen kann?«

»Keine Ahnung, ich arbeite hier nur im Shop«, erwiderte sie und sah mich ratlos an. »Versuchen Sie es doch am besten dort, wo Sie Ihre Karte gekauft haben.«

Ich verließ den Keller. »Ich muss noch an den Empfang«, rief ich Mark zu, der am Eingang auf mich wartete. Auch er sah gerade auf sein Telefon und hob nicht mal den Kopf, als ich an ihm vorbeilief. Gott sei Dank. Das würde ihn hoffentlich von dem Umstand ablenken, dass er längst schon wieder im Hotel sein wollte. Die Eintrittskarten wurden nicht direkt im Palast verkauft, sondern in einer alten Festung, die am anderen Ende des wunderschönen Parks lag.

»Entschuldigung bitte, wen kann ich über die Fotos, die im Palast ausgestellt sind, befragen?«

Die Frau, die uns die Tickets verkauft hatte, zuckte mit den Schultern. »Versuchen Sie es bei der Hawaiian Historical Society oder beim Bishop Museum. Vielleicht können die Ihnen weiterhelfen.«

»Danke.« Einen Augenblick verharrte ich, stand einfach nur da. Meine Enttäuschung war so groß, dass ich laut seufzte. Warum gab es hier niemanden, der mir helfen konnte? Immer noch durchdrang mich der Blick dieser Fremden, die doch nicht fremd war. Als ich durch den Park zurücklief, nahm ich die meterhohen Palmen, die Blumenpracht und den Duft der Hibiskusblüten kaum wahr. Vor Frust wären mir fast die Tränen gekommen.

In der Bimmelbahn, die uns zurück nach Waikiki brachte, rauschten mir unzählige Gedanken durch den Kopf. Ich versuchte nachzurechnen, wann die Frau auf dem Foto ungefähr geboren worden war. Ich wusste, dass die letzte Königin von Hawaii nur für knapp zwei Jahre am Ende des 19. Jahrhunderts regiert hatte, bevor man sie vom Thron gestoßen hatte. Also musste die Frau auf dem Bild zwischen 1860 und 1870 geboren worden sein. Sie könnte meine Ururgroßmutter sein, ging mir auf. Aber wenn das so gewesen wäre, dann hätte ich das doch gewusst. Oder auch nicht. Ahnenforschung hatte mich bislang nicht wirklich interessiert. Und mal ehrlich, wie realistisch war so etwas? Nur ein Sechzehntel meiner Gene stammte von dieser Frau, falls – wohlgemerkt, *falls* – sie wirklich meine Urahnin war. Die Chancen, ihr so ähnlich zu sehen, standen gleich null. Und dennoch ...

»Laura, kommst du?« Mark stieß mich an.

Überrascht sah ich, dass wir schon an der Haltestelle unseres Hotels angekommen waren.

Ich weiß noch genau, wie mich die Vorfreude überwältigt hatte, als Mark mir seine Überraschung zu unserem Hochzeitstag verraten hatte. Eine Reise nach Hawaii. Erst Oahu, dann auf die große Insel mit den aktiven Vulkanen, Big Island, und danach noch Kauai, die Insel mit der atemberaubenden Landschaft. Ich hatte es kaum glauben können. Schon immer hatte ich von diesen fernen Inseln geträumt, aber nie geglaubt, sie tatsächlich mal zu besuchen. In meiner Vorstellung hatte ich an einsame Strände, bunte Blumenketten und Hula-Mädchen gedacht, die Wirklichkeit sah leider etwas anders aus. Waikiki hatte nichts mit den bunten Bildern aus meinen Träumen zu tun. Wir befanden uns in einem Hochhausdschungel, der Strand entpuppte sich als ein schmaler Streifen Sand, vollgepackt mit Menschen. Von Südseeromantik keine Spur. Mark hatte uns ein Zimmer im Royal Hawaiian gebucht, auch bekannt als Pink Palace. Wie es sich mit seinen wenigen Stockwerken zwischen die Hochhäusern schmiegte, wirkte das rosafarbene Hotel auf den ersten Blick klein und sympathisch. Allerdings hatte meine Begeisterung etwas nachgelassen, als ich erfuhr, dass die meisten Zimmer in dem Hochhausturm daneben lagen. Gestern hatte ich an einer Führung zur Geschichte des Hotels teilgenommen, die dazu geführt hatte, dass wir uns heute den Palast angesehen hatten. Früher hatte der Grund, auf dem das Hotel stand, der hawaiianischen Königsfamilie gehört. Die Häuser hier hatten als Rückzugsorte gedient. Auch Königin Liliuokalani, die Frau, die auf dem Foto neben meiner Doppelgängerin stand, hatte hier ein Haus besessen.

»Meinst du, ich muss mich für das Fest umziehen?«, fragte Mark, als wir unser Zimmer betraten. Der Blick aus unserem Fenster war so schön, dass ich jedes Mal wieder begeistert ganz tief einatmete. Man konnte direkt auf den türkisfarbenen Pazifik sehen. Ich stieß die Tür zum Balkon auf.

»Ja. In der Beschreibung stand, dass eine lange Hose gut wäre.« Ich versuchte, nicht zu genervt zu klingen, und sog die weiche Meeresbrise ein, die in den Raum strömte. Das war so viel besser als die schreckliche Klimaanlage, die hier sonst immer lief. Vom Strand drangen die fröhlichen Stimmen der Sonnenanbeter herauf.

Mark ließ sich auf sein Bett fallen und betrachtete mich auf eine Art, die mir nicht gefiel. »Wollen wir uns noch ein bisschen ausruhen?« Es war klar, was er damit meinte.

»Ich geh duschen«, sagte ich und verzog mich schnell ins Badezimmer, in der Hoffnung, dass er mir nicht folgte.

Ich war so glücklich gewesen, als ich gesehen hatte, dass es in unserem Zimmer zwei große Betten gab. Manchmal hatte der amerikanische Lebensstil auch etwas für sich. Bisher hatten wir uns jeden Abend höflich »Gute Nacht« gesagt und waren danach in unsere jeweiligen Betten gestiegen.

Im Bad drehte ich als Erstes die vergoldeten Wasserhähne der Dusche auf. Ich zog mich aus und stieg unter den warmen Strahl. Immer noch sah ich das Foto aus dem Iolani-Palast vor mir. Warum sah mir diese unbekannte Frau so verdammt ähnlich?

»Hey, Schatz. Macht es dir was aus, wenn ich zu dir komme?« Mark stand in der offenen Tür.

Ich wünschte mir eine sehr ferne Zeit zurück. Damals hätte ich ihn voll Freude eingeladen, aber jetzt konnte ich seinem Angebot nichts abgewinnen. »Ich bin gleich fertig, dann kannst du unter die Dusche.«

Er blieb noch einen Augenblick an der Tür stehen, dann drehte er sich um und verschwand aus meinem Blickfeld.

Das heiße Wasser rann mir über den Körper. Ich wusch mir die Haare und drückte mich darum, aus der Dusche zu steigen. Ob die Frau auf dem Foto auch diesen Rotstich in ihren Haaren hatte, so wie ich? Schade, dass es Ende des 19. Jahrhunderts noch keine Farbfotografie gegeben hatte. Wie konnte ich mehr über sie herausfinden?

Schließlich drehte ich das Wasser ab und stieg hinaus. »Bin fertig«, rief ich.

»Komme gleich«, antwortete Mark.

Sicher hockte er wieder am Computer. Er arbeitet im Urlaub, auch wenn er es zu verstecken versuchte. Ich hatte ihn schon ein paarmal mitten in der Nacht erwischt, wie er sorgenvoll auf sein Laptop gestarrt hatte. Aber er wollte seine offensichtlichen Probleme nicht mit mir teilen. Die Ängste und Sorgen des anderen spielten in unserer Ehe schon lange keine Rolle mehr.

Als ich, in ein Handtuch gehüllt, ins Zimmer kam, saß er tatsächlich auf dem Bett und fixierte mit angestrengtem Blick den Rechner.

»Beeil dich, in einer halben Stunde geht der Bus.«

Mark klappte das Laptop zu. Den Blick, den er mir zuwarf, konnte ich nicht einordnen. Hilflös? Ich wusste es nicht.



Waikiki, Frühjahr 1888

»Ich habe ihn umgebracht.«

Ein zarter Finger wurde auf Luises Lippen gelegt. »Sag das nie wieder, hörst du, zu niemandem. Das ist nicht passiert.«

»Aber ...«

»Nein. Hast du mir nicht zugehört?«

»Königliche Hoheit?« Ein Bediensteter stand plötzlich vor ihnen.

Liliu, wie Luise sie in ihren Gedanken nannte, hob den Blick. »Ja?«, fragte sie mit ihrer tiefen Stimme.

»Sie werden erwartet.«

Sie nickte, und der Mann zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück.

»Bleib hier, wir reden später weiter. Ich werde eine Lösung finden.« Die korpulente Frau raffte ihre Röcke und verließ den Raum.

Luise trat näher an eines der bodentiefen Fenster und sah hinaus. Direkt vor ihr konnte sie auf den Diamond Head sehen. Der erloschene Vulkan wirkte immer noch so fremd wie am Tag ihrer Ankunft. Der Berg sah wie in der Mitte durchgeschnitten aus. Auf halber Höhe fehlte ihm die Spitze. Die Menschen nannten ihn Diamond Head, weil früher mal Diamanten darin vermutet worden waren. Niemand hatte sie je gefunden.

Unzählige Palmen wiegten sich im Wind, in der Ferne glitzerte das Meer. Das Herz klopfte ihr immer noch bis zum Hals, aber auch eine gewisse Erleichterung hatte sich in ihr breit gemacht. Endlich hatte sie mit der

Prinzessin gesprochen. Die Ungeheuerlichkeit ihrer Worte war ihr durchaus bewusst, aber sie spürte, dass ihr Geheimnis bei der königlichen Hoheit gut aufgehoben war. Auch wenn es eine Lüge war – Luise wusste, sie musste daran festhalten.



3

Der Sternenhimmel war überwältigend. Noch nie zuvor hatte ich die Milchstraße in dieser Pracht zu sehen bekommen. Die Sterne schienen zum Greifen nah. Wie funkelnde Diamanten, schoss es mir durch den Kopf.

Der Mauna Kea ist der höchste Vulkan des hawaiianischen Inselreichs, liegt auf Big Island und ist berühmt für seine klare Luft und die absolute Dunkelheit, die hier in der Nacht herrscht. Beste Voraussetzung, um sich in den beeindruckenden Himmelskörpern zu verlieren. Die karge Landschaft tat ihr Übriges, um dieses Erlebnis fast ein bisschen unwirklich erscheinen zu lassen. Es hätte einer dieser perfekten Momente im Leben sein können, wenn nicht ausgerechnet in diesem Augenblick Mark in mein Blickfeld getreten wäre.

»Laura, es reicht! Du kommst jetzt auf der Stelle mit«, raunte er mir mit gepresster Stimme zu.

Ehe ich auch nur ein Wort erwidern konnte, hatte er sich umgedreht und lief in Richtung Parkplatz. Ich kannte diesen Unterton ganz genau. Es brodelte schon seit Stunden in ihm.

Die anderen Leute, meist waren es Pärchen, hatten von unserem Disput nichts mitbekommen. Sie blickten durch die bereitgestellten Teleskope und sahen genauso beeindruckt aus, wie ich es war. Die Menschen um mich herum waren fröhlich, machten sich gegenseitig auf weitere Sterne aufmerksam. Die ganze Atmosphäre war so leicht und gesellig.

Ich beeilte mich, Mark zu folgen. Er saß schon bei laufendem Motor in unserem Mietwagen. Kaum war ich eingestiegen, fuhr er auch schon los. Viel

zu schnell raste er über die Schotterstraße, die losen Steine schlugen gegen das Blech. Obwohl ich Angst hatte, sagte ich nichts. Wie immer. In Deutschland hatte er mich mal mitten in der Pampa und mitten in der Nacht einfach aus dem Auto geschmissen, als ich es gewagt hatte, seinen Fahrstil zu kritisieren.

Endlich erreichten wir die größere Asphaltstraße, und ich löste meine Hand vom Sitz, wo ich mich krampfhaft festgehalten hatte. Schade, irgendwie ging alles schief, was wir zusammen unternahmen. Dabei hatte sich der Tipp unserer Bedienung heute Mittag so gut angehört. Wir waren am späten Nachmittag mit unserem Auto zum Mauna Kea aufgebrochen, um dort den Sonnenuntergang zu genießen. Nach einer Stunde Fahrt durch atemberaubende Landschaft waren wir auf eine Schotterstraße abgebogen, die uns bis ganz nach oben zum Gipfel führte. Die kleinen Hügel am Fuß des Berges waren von Wolken umspielt gewesen, und die untergehende Sonne hatte alles in Zartrosa getaucht. Es war so anders gewesen als alles, was ich jemals gesehen hatte. Auf der einen Seite die karge Landschaft auf dem Weg zum höchsten Berg des ganzen Archipels – zuletzt waren wir zwischen schwarz glänzenden Lavafeldern hindurchgefahren –, auf der anderen Seite diese abgefahrenen Lichtspiele, sodass ich mich wie in einer Traumwelt gefühlt hatte. Nachdem es dunkel geworden war, hatte ich im Besucherzentrum entdeckt, dass heute eine Sternenbeobachtung angeboten wurde. Dabei wurden den Besuchern nicht nur eine Vielzahl von alten, ausgemusterten Teleskopen zur Verfügung gestellt, sondern es gab auch eine fachkundige Führung durch den Sternenhimmel. Mithilfe eines Laserpointers hatte ein begeisterter Astronom den Besuchern erklärt, was sie dort am Himmel eigentlich sahen.

Ich starrte aus dem Fenster auf die Lavawüste, nur beleuchtet durch die Scheinwerfer unseres Autos. So stellte ich mir eine Fahrt auf der Mondoberfläche vor, wenn es dort Straßen gäbe. Mir gingen die glücklichen und entspannten Gesichter der anderen Sternenbeobachter nicht mehr aus dem Kopf. Ehrlich gesagt war ich neidisch. Warum hatte Mark schon wieder diesen speziellen Moment gehabt? Hörte das denn nie auf? Als er mir eröffnet hatte, dass er für uns eine Reise nach Hawaii gebucht hatte, da hatte ich Hoffnung geschöpft, dass wir doch noch mal die Kurve kriegen könnten. Aber wahrscheinlich hatte ich mir da etwas vorgemacht. Nur warum hatte er dann diese wundervolle Idee gehabt? Er hatte mir meinen Traum erfüllen wollen. Warum benahm er sich dann jetzt so anders?

»Ich gehe noch an die Bar«, sagte Mark, nachdem wir auf dem Parkplatz unseres Hotels angekommen waren.

»Ich komme mit. Vielleicht können wir ja die Mantas sehen, es ist schon nach neun Uhr.«

Mein Mann warf mir einen skeptischen Blick zu, bevor er einfach davonging. In der Bar setzte er sich an den Tresen, ich dagegen trat auf die Terrasse. Es herrschte ein unglaubliches Spektakel. Mehrere Boote mit Scheinwerfern lagen in der Bucht. Die Lichter des Resorts waren ebenfalls auf das Wasser gerichtet. Die Mantas kamen jeden Abend, angezogen von dem Plankton, das durch das Licht hier in die Bucht kam. Früher war das anscheinend eine kleine Veranstaltung gewesen, inzwischen fühlte es sich wie eine Massenabfertigung für Touristen an. Es gab extra Schnorchevents am Abend, und man konnte eine Tour auf einem der vielen Boote buchen. Trotz allem war es sehr beeindruckend, die majestätischen Rochen zu beobachten.

Nachdem ich den Rochen eine Zeit lang zugesehen hatte, setzte ich mich neben Mark an die Bar.

»Wollen wir etwas essen?«, fragte ich.

Mark nickte. »Ich muss nur noch mal schnell auf unser Zimmer. Bestell mir bitte einen Burger.«

Schon wieder. Sicher überprüfte er an seinem Laptop, ob neue Nachrichten eingegangen waren.

»Reisen Sie allein?«, fragte mich einige Minuten später ein Mann auf Englisch und setzte sich ungefragt neben mich.

Überrascht sah ich auf. Er war ein paar Jahre älter als ich, in seinem Haar blitzte es grau. Sein Lächeln war sehr sympathisch.

»Ich bin mit meinem Mann hier.«

»Und wo ist er?« Seine Augen funkelten vergnügt.

»Gerade oben in unserem Zimmer.«

»Man sollte Sie nicht so lange allein lassen.«

Ich lachte. Er wirkte so normal. Seine gute Laune stand so sehr im Kontrast zu dem, was ich gerade mal wieder mit Mark erlebt hatte.

»Was trinken Sie?«

»Einen Mai Tai«, sagte ich und kam mir plötzlich richtig gut vor.

»Ich bin Peter.« Er hielt mir seine Hand hin, und ich schlug ein. »Laura.«

»Ich spiele hier ein kleines Golfturnier, machen Sie an diesem wunderschönen Ort Urlaub?«

Ich nickte. Gott sei Dank kam in diesem Augenblick mein Drink und entthob mich einer Antwort. Er prostete mir zu. »Cheers, Laura.«

Ich trank einen Schluck und nahm im Augenwinkel wahr, dass Mark wiederkam.

Argwöhnisch musterte er meinen Sitznachbarn. »Hast du schon bestellt?«

»Nein, tut mir leid.« Hektisch blätterte ich in der Speisekarte herum, als sich auch schon ein Kellner näherte. »Einen House-Burger und den Caesar Salad mit Hühnchen.«

»Hallo, ich bin Peter, ich habe gerade ein paar Worte mit Ihrer entzückenden Gattin gewechselt.«

Ich wusste genau, was Mark dachte, aber er reagierte nicht so, wie ich erwartet hatte.

»Ich bin Mark.« Er steckte ihm die Hand entgegen.

»Golfen Sie auch?«, fragte Peter.

»Nein, leider nicht«, antwortete Mark.

Der Kellner wandte sich erneut an mich. »Wollen Sie hier an der Bar essen, oder soll ich Ihnen das Essen an einen Tisch bringen.«

»An der Bar«, sagte ich.

Gleichzeitig zeigte Mark auf einen Tisch im Außenbereich. Er hatte sich schon erhoben.

Ich nickte Peter noch einmal zu, folgte Mark und setzte mich. Schade, ich hätte mich gerne mit Peter unterhalten, aber genau das war es, was Mark ein Dorn im Auge war. Alles wie immer.

»Den haben Sie vergessen.« Peter war uns gefolgt und hielt mir meinen Cocktail hin.

»Vielen Dank. Wollen Sie sich nicht zu uns setzen?« Es war heraus, ehe ich darüber nachgedacht hatte. Mark verzog das Gesicht, sagte aber nichts.

»Vielen Dank, sehr gerne.« Peter zog sich einen Stuhl heran. »Es ist wirklich schön, am Abend mal nicht über Golf zu reden.«

Ich widmete mich meinem Salat, um Marks Blick zu entgehen. Ich konnte mir ausrechnen, was er mir nachher in unserem Zimmer vorwerfen würde.

»Sind Sie das erste Mal auf Hawaii?«, fragte Peter.

Mark biss von seinem Burger ab und nickte.

»Ich liebe es, auf den Inseln zu sein, besonders hier auf Big Island herrscht eine wundervolle Stimmung.«

»Ich finde es etwas langweilig«, erklärte Mark mit vollem Mund.

Peter entglitt das Gesicht. Er griff nach seinem Bier und trank einen Schluck. Ich war mir sicher, dass er sich gerade fragte, ob es so gut gewesen war, sich zu uns zu setzen.

»Woher kommen Sie?«, fragte ich ihn.

»Chicago. Aber nicht im Zentrum, wir wohnen etwas außerhalb.«

»Haben Sie Kinder?«

»Zwei Söhne, aber sie sind inzwischen aus dem Haus. Der Älteste studiert Jura, und John, unser Jüngster, arbeitet in unserem Betrieb mit.« Er lächelte versonnen. »Haben Sie auch Kinder?«

»Ja, eine Tochter«, antwortete Mark.

»Sie ist einundzwanzig und studiert in Berlin«, ergänzte ich.

»Und was machen Sie beruflich?«

Eigentlich war das genau die Frage, die Mark aufblühen ließ. Heute seltsamerweise nicht.

»Ich bin Anlageberater«, sagte er nur knapp und biss wieder in seinen Burger. Peter lachte und bestellte sich ein weiteres Bier. »Vielleicht haben Sie ja Interesse, in mein kleines Unternehmen zu investieren. Ich habe eine Fabrik, die neuartige Verpackungsmaterialien produziert. Sie wissen schon, weg vom Plastik.«

»Zurzeit ist es etwas schwierig«, sagte mein Mann.

Ich war mir nicht sicher, ob ich mich einmischen sollte, tat es aber trotzdem. »Wow, wie interessant. Was genau stellen Sie her?«

»Wir haben einen Stoff entwickelt, der wie Plastik benutzt werden kann, zum Beispiel an der Obst- und Gemüsetheke. Komplett abbaubar und aus natürlichen Ressourcen.«

Ich war beeindruckt, und auch in Marks Gesicht sah ich so etwas wie Interesse aufglimmen.

Die beiden Männer begannen eine angeregte Unterhaltung, während ich meine Gedanken schweifen ließ. Ich verstand einfach nicht, was Mark mit dieser Reise bezweckte. Erst hatte ich gedacht, dass er mir damit zeigen wollte, dass sich zwischen uns etwas ändern muss. Ich hatte es sogar für eine Art Wiedergutmachung für die letzten Jahre gehalten, aber so wie es aussah, war es das nicht.

»Hast du das gehört?«, fragte mich Mark.

»Nein, entschuldige. Ich war gerade in Gedanken.«

Der Blick, den er mir zuwarf, sagte alles.

»Peter lobte gerade dein Englisch.«

»Ich bin Übersetzerin«, sagte ich an Peter gewandt.

»Für Schundromane«, ergänzte mein Mann.

Wie immer, wenn Mark über meine Arbeit sprach, hatte er nur Verachtung dafür übrig. Dabei hatte einer dieser Romane meine Leidenschaft für Hawaii entfacht. Die Autorin hatte einen Teil ihres Buches hier auf den Inseln spielen lassen. Ich war davon so fasziniert gewesen, dass ich seitdem alles aufsog, was mit Hawaii zu tun hatte.

»Ich sehe mal, ob ich noch ein paar Mantas beobachten kann.« Ich stand auf, nahm meinen Cocktail, ging zur Balustrade und spähte ins Wasser.

Tatsächlich entdeckte ich zwei der beeindruckenden Wesen nahe der Terrasse. Neidvoll sah ich zu der schnorchelnden Gruppe, die sich in der Nähe der Tiere aufhielt. Es musste ein wunderbares Gefühl sein, gleichzeitig mit diesen riesigen Fischen im Meer zu schwimmen.

Wieder einmal wanderten meine Gedanken zu dem Foto im Königspalast. Ich hatte es nicht geschafft, Näheres darüber herauszufinden. Am Tag nach meiner Entdeckung sollten wir eigentlich erst am Abend weiter nach Big Island fliegen, aber am Morgen hatte uns die Nachricht erreicht, dass unser Flug auf den Mittag vorgezogen worden war. Ich hatte also keine Zeit gehabt, noch einmal in den Palast zu gehen, aber immer wieder war in den letzten Tagen das Gesicht dieser Frau vor mir aufgetaucht. Ich war mir sicher, dass es eine Verbindung zwischen der Frau neben der Königin und mir gab.

Ich nippte an meinem Mai Tai. Bei diesem Cocktail musste ich mich jedes Mal beherrschen, ihn nicht einfach so hinunterzukippen. Doch dann tat ich es. Warum auch nicht? An der Bar bestellte ich mir einen weiteren Drink.

Peter und Mark saßen immer noch beisammen und waren in ein angeregtes Gespräch vertieft. Ich stellte mich mit meinem neuen Cocktail wieder an die Balustrade und starrte ins Meer.



4

Der Flug von Big Island nach Kauai dauerte länger als gedacht. Sehnsüchtig sah ich bei unserer Zwischenlandung in Honolulu aus dem Fenster. Wie gerne wäre ich ausgestiegen und hätte mich nach meiner Doppelgängerin erkundigt. Mit Mark darüber zu sprechen traute ich mich nicht mehr. Gestern Abend hatte ich ihn gefragt, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, noch ein paar Tage auf Oahu zu verbringen. Er hatte sich so sehr darüber aufgeregt, wie so oft in all den Jahren. Ich schluckte und versuchte, meinen Frust wegzuschieben. In letzter Zeit dachte ich immer öfters, wenn er sich so aufspielte, dass er kurz vor einem Herzinfarkt stand.

Er saß auf dem Sitz neben mir und hämmerte in einem Fort auf sein Laptop ein. Noch nicht mal einen Blick für die hübschen Stewardessen hatte er übrig.

»Ladys and Gentlemen, in Kürze werden wir unseren Flug nach Lihue fortsetzen. Bitte schnallen Sie sich wieder an, schalten Sie Ihre elektronischen Geräte aus, und klappen Sie Ihre Tische nach oben. Vielen Dank.«

Mark machte keinerlei Anstalten, den Anweisungen zu folgen. »Du musst den Computer jetzt ausschalten«, raunte ich ihm zu, aber er beachtete mich nicht. Genervt lehnte ich mich an das Fenster und schloss die Augen. Die letzten Tage auf Big Island waren ein einziger Albtraum gewesen. Die Laune meines Mannes hatte sich von Tag zu Tag verschlechtert. Er hatte in unserem Zimmer gesessen, sich nur mit seinem Computer beschäftigt und mich mit vernichtender Verachtung gestraft. Nur wieso er mich so verachtete, war mir nicht klar. Ich war wütend auf ihn und noch viel mehr auf mich. Normalerweise konnte ich dieses Gefühl gut verbergen, aber jetzt spürte ich,

wie es in mir zu brodeln begann. Wie der Vulkan auf Big Island, der lange nur vor sich hin gegrummelt hatte und dann mit verheerender Macht ausgebrochen war.

»Sir, Sie müssen jetzt bitte Ihren Computer ausstellen und den Tisch hochklappen.« Eine Stewardess stand freundlich lächelnd vor Mark.

»Ich muss das noch abschicken«, sagte Mark und widmete sich weiter seinem Laptop.

Warum war er so ignorant? Die Frau machte doch nur ihren Job.

»Sir, bitte halten Sie sich jetzt an meine Anweisungen.« Die Stewardess schien diesen Kampf schon öfter bestritten zu haben.

Mark klappte den Computer zu und bedachte sie mit einem dieser Blicke, die ich auch so oft bekam: verächtlich und gemein. An der Frau prallte es jedoch ab. Sie blieb so lange vor ihm stehen, bis er seinen Tisch hochgeklappt hatte und den Laptop in der Tasche vor sich verstaut hatte. Einen kurzen Moment sah sie zu mir, und ich erkannte, dass sie mich bemitleidete. Erst dann ging sie weiter.

Ich lehnte wieder meinen Kopf ans Fenster und schloss die Augen. Mark benahm sich so wie immer, aber trotzdem spürte ich, dass ich es ganz anders empfand. Plötzlich sah ich es glasklar vor mir. Er würde sich nicht ändern und wieder zu dem Mann werden, den ich vor langer Zeit mal geliebt hatte.

Die Erkenntnis schnürte mir die Luft ab, der Raum im Flugzeug schien kleiner und kleiner zu werden. Panisch riss ich die Augen auf und versuchte zu atmen. Der Flieger rollte langsam in Richtung Startbahn. Am Horizont konnte ich die Hochhäuser von Honolulu sehen. Ich drehte den Kopf und sah, dass Mark die Augen geschlossen hatte. Die blöde Hoffnung, dass er sich ändern würde, konnte ich mir sonst wohin stecken. Ich befand mich hier nicht in einem der Bücher, die ich übersetzte, in denen am Ende immer alles gut ausging. Warum nur hatte ich mich so lange an diese Hoffnung geklammert? Weil es auch gute Zeiten gab, flüsterte ein Stimmchen in mir.

Kurze Zeit später landeten wir auf Kauai. Der Flughafen von Lihue war sehr klein. Normalerweise hätte ich das als bezaubernd empfunden, aber Mark verdarb es. Neben mir begrüßten sich Freunde und hängten sich duftende Leis um den Hals. Fast neidisch betrachtete ich diese Menschen. Ich hätte es auch schön gefunden, wenn mir Mark so einen Blumenkranz umgelegt hätte. Aber so etwas kam ihm gar nicht in den Sinn. Mit griesgrämigem Gesicht stand er an dem winzigen Gepäckband außerhalb des

Flughafens und verströmte eine dermaßen schlechte Laune, dass ich mich kaum dagegen wehren konnte. Lass es an dir abprallen, sagte ich mir. Er kann dir dieses Erlebnis nicht verderben. Doch er tat es leider.

Beinahe hätte er mich am Schalter für die Mietwagen einfach stehen lassen und wäre ohne mich davongerauscht. Im letzten Moment stieg er auf die Bremse und wartete, bis ich eingestiegen war. In mir keimte der Verdacht, dass er so schnell wie möglich ins Hotel wollte, um seinen Computer wieder mit dem Internet zu verbinden. Und so war es auch. Kaum hatten wir unser großzügiges Zimmer mit einer unglaublichen Aussicht auf die Berge von Kauai bezogen, klappte er seinen Rechner auf und vertiefte sich darin.

»In Deutschland ist es mitten in der Nacht. Was ist so wichtig, dass es nicht warten ...«

»Das verstehst du nicht«, schnitt Mark mir das Wort ab. Er machte sich nicht einmal die Mühe, mich anzusehen.

»Aber ...«

»Lass mich allein, ich habe zu arbeiten«, blaffte er mich gereizt an.

Auf dem Flur musste ich mich erst mal orientieren. Das Hotel war viel größer, als ich erwartet hatte. Endlich entdeckte ich den Fahrstuhl, der mich in die Lobby brachte. Warum wir in so luxuriösen Hotels unterwegs waren, war mir ein Rätsel. Mark verdiente gut, aber ich verstand es trotzdem nicht. Ich fühlte mich in diesen pompösen Schuppen nicht besonders wohl. Genau das war der Punkt: Mark wusste überhaupt nicht, was ich schön fand, und es interessierte ihn auch nicht. Nicht mehr.

Der Poolbereich war genauso schick wie der Eingangsbereich des Hotels. Auf den Liegen am Pool chillten ein paar Leute, ansonsten war nicht viel los. Heute war unser Hochzeitstag. Wo war der leidenschaftliche Mann geblieben, der mir jeden Wunsch von den Augen abgelesen hatte? Wir hatten es verbockt. Ich genauso wie er. Dass Mark cholerisch war, fand ich erst nach unserer Hochzeit heraus. Schon damals hätte ich ihm Grenzen setzen sollen, aber ich hatte es nicht gewagt. Wieder kochte die Wut auf mich selbst in mir hoch.

Hinter dem Pool sah ich das Meer leuchten. Wie magisch angezogen, lief ich zum Strand hinunter. Wozu man einen künstlichen Schwimmbereich brauchte, wenn man das Meer vor der Nase hatte, war mir schon immer schleierhaft gewesen. Der kleine Strandabschnitt war anscheinend nur vom Hotel aus zu erreichen. Ich hatte irgendwo gelesen, dass der Strand in Hawaii

grundsätzlich öffentlich war. Es sah so aus, als ob das hier nicht der Fall wäre.

Ich setzte mich auf eine der bereitgestellten Liegen und versuchte mich zu beruhigen. Immer wieder sah ich Mark vor mir, wie er sich in den letzten Tagen mir gegenüber benommen hatte. Da war keinerlei Respekt mehr. In den ersten Jahren unserer Ehe waren seine cholerischen Anfälle und die grundlose Eifersucht recht schnell verflogen. Aber nachdem wir zurück in meine Heimatstadt gezogen waren, hatte sich alles verändert. Und ich hatte es jahrelang einfach geschehen lassen.

Wieder kam mir meine Doppelgängerin in den Sinn. Sie hatte auf dem Bild so mutig und souverän ausgesehen. Vielleicht sollte ich das auch endlich mal ausprobieren.

»Möchten Sie einen Drink?«, fragte mich ein Kellner in Hawaiihemd und dunkelblauen, langen Shorts.

Ich lehnte ab und erhob mich. Ja, die Frau hatte mich aufgerüttelt. So ging es nicht weiter. Traurig blickte ich noch mal auf die wunderschöne Szenerie. Der kleine Strand, das glitzernde Meer und die geheimnisvollen Berge, die uns umgaben. Die Klippen so schroff, dass sie abweisend erschienen, ein Grün so intensiv, wie ich es zuvor noch nie gesehen hatte. Aber ich konnte mich an dem Anblick nicht erfreuen, erst musste ich nach so vielen Jahren etwas für mich tun. Ich musste Mark mit der Wahrheit konfrontieren.

Als ich in unser Zimmer zurückkehrte, fand ich Mark noch genauso vor, wie ich ihn verlassen hatte. Er hob nicht einmal den Blick.

»Wir müssen reden.«

»Ach, das wüsste ich aber.« Er beachtete mich wieder mal nicht.

Ich weiß nicht, was mich überkam, aber ich lief zu ihm und klappte den Rechner zu. Sofort hatte ich seine komplette Aufmerksamkeit. Der Blick, den er mir zuwarf, ließ mir einen Schauer über den Rücken laufen.

»Ich will die Scheidung.« Ich schlug die Hand vor den Mund. Hatte ich das gerade wirklich gesagt?

»Spinnst du?«, fragte er perplex.

»Nein, Mark. Es ist mir ernst. Du liebst mich nicht mehr, und ich ... Ich möchte nicht mehr mit dir zusammen sein.« Ich spürte, wie mir der Schweiß ausbrach. Würde er sich gleich auf mich stürzen? Nein, das sicher nicht, aber ich hatte Angst vor seiner Reaktion. Eine Schweißperle rann mir den Rücken hinunter.

Mein Mann sah mich an, als ob ich zu einem Alien mutiert wäre. Sein

Mund öffnete sich, und sein Gesicht lief rot an. »Das wagst du nicht«, zischte er mir zu.

»Doch, es ist vorbei«, antwortete ich schlicht.

Mark schnappte nach Luft, fasste sich an die Brust und brachte einen keuchenden Laut über die Lippen. Sein Gesicht färbte sich noch röter, wenn das überhaupt möglich war. Dann kippte er zur Seite.

Ich stand wie erstarrt da. Mark rutschte auf den Boden und lag zu meinen Füßen. Was passierte hier gerade? Er schnappte mit pfeifendem Atem nach Luft, keuchte, verdrehte die Augen, und ich war immer noch nicht in der Lage, mich zu rühren.



Die Fahrstuhltüren öffneten sich. Ich zog meine Jacke fester um mich und stürmte in die Lobby.

»Mein Mann ... wir brauchen einen Arzt ... Krankenwagen, bitte ...«

Meine Beine versagten ihren Dienst, und ich brach vor dem Tresen zusammen. Der rot-blau gemusterte Teppich kam so schnell auf mich zu, dass ich meinen Fall nicht abfangen konnte. Krachend schlug ich auf den Boden auf. Mein Schädel dröhnte. Um mich herum brachen Menschen in Hektik aus. Ich wurde hochgehoben und auf ein Sofa gelegt. Dann erbrach ich mich zu meinem eigenen Ekel, aber ich konnte nicht anders.

Sanitäter stürmten in die Halle, aus dem Augenwinkel konnte ich erkennen, dass die meisten von ihnen in den Fahrstuhl liefen. Ich schloss die Augen, blieb liegen, obwohl ich eigentlich wieder hochkommen wollte. Starke Hände packten mich an den Schultern und hoben mich an. Ich driftete weg. Erst viel später kam ich wieder zu mir. Jemand zog meine Lider hoch und leuchtete mir in die Augen.

»Mein Mann«, stammelte ich, während ich versuchte mich aufzurappeln. Wo war ich?

»Bitte bleiben Sie liegen. Ich spritze Ihnen jetzt ein Beruhigungsmittel.«

Alles begann sich zu drehen, wurde unscharf. Dunkelheit umhüllte mich beruhigend.

»Mrs Walter?«

Jemand drückte meine Schulter.

Nein, ich wollte nicht wach werden, wollte nicht wieder in die Realität

zurückkommen. Die Dunkelheit beschützte mich.

»Können Sie mich hören?«

Wieder dieselbe Stimme. Nein, ich wollte nicht zurückkommen. Mit einem Mal blitzten Momentaufnahmen der letzten Stunden vor mir auf. Ich riss meine Augen auf und schreckte hoch.

»Langsam.« Der Mann sah aus wie mein Sohn. Angestrengt versuchte ich mich zu erinnern. Nein, ich hatte gar keinen Sohn. Er trug einen weißen Kittel, seine Haare waren etwas verstrubbelt. O mein Gott, konnte ein so junger Mann denn schon Arzt sein? Arzt? Krankenhaus? Was war mit Mark? Ich riss den Mund auf, um nach Luft zu schnappen. »Was ist mit meinem Mann?«, fragte ich viel leiser als beabsichtigt.

Ich setzte mich auf, der Schwindel war jetzt egal. »Ich muss zu ihm. Wo ist er?«

Das Kind im Kittel schüttelte den Kopf. »Bitte beruhigen Sie sich. Sie können jetzt nicht zu ihm.« Er erhob sich. »Ich bin gleich wieder da.« Fluchtartig verließ er den Raum.

Ich legte mich zurück, nicht beruhigt, aber verwirrt. Wieder stürmten die Erinnerungen auf mich ein. Der Flug nach Kauai, das luxuriöse Hotel, Mark, der an seinem Rechner saß. Und dann?

Während ich noch grübelte, ging die Tür wieder auf. Ein grauhaariger Mann im weißen Kittel trat ein, gefolgt von dem Babyarzt. Beide hatten sehr ernste Gesichter aufgesetzt.

»Mrs Walter, es tut mir sehr leid, Ihnen das sagen zu müssen ...« Er räusperte sich. »Ihr Mann Mark Walter ist einem Herzinfarkt erlegen.«

Ich suchte die Augen des jungen Arztes, aber er besah sich seine Schuhe. Mein Blick irrte durch den Raum. Das Sonnenlicht wurde von einer Jalousie in akkurate helle Streifen zerteilt, die bis zum Fußende meines Bettes reichten.

Der ältere Arzt räusperte sich wieder. »Sollen wir Ihnen ein Beruhigungsmittel bringen?«

War das jetzt mein Part? Sollte ich mich schluchzend in das Kissen werfen? Ich war überfordert, die Botschaft war noch nicht bei mir angekommen.

»Ich habe Durst«, sagte ich.

Der junge Arzt zog eine Augenbraue hoch, beeilte sich dann aber, mir ein Glas Wasser einzuschenken. Als er es mir reichte, vermied er wieder den Augenkontakt.

Ich trank dankbar, war mir aber dessen bewusst, dass mich die beiden

Männer weiter nervös beobachteten.

Wie reagiert man auf den Tod seines Ehemanns? Ich wusste es nicht, schließlich war das mein erstes Mal. Wir waren so viele Jahre verheiratet gewesen, wir hatten ein Kind. Er war nicht mehr da. O Gott, ich musste Alina benachrichtigen. Plötzlich spürte ich, dass mir Tränen über die Wangen liefen. Wahrscheinlich freuten sich die beiden Männer, die mir gegenüberstanden. Endlich eine verständliche Reaktion.

»Möchten Sie Ihren Mann noch mal sehen?«, fragte der ältere Arzt.

Ich nickte, während ich weiterschlichzte. Leer und aufgelöst.

»Jetzt?«, bohrte er nach.

»Ja.« Obwohl ich eigentlich »Nein« meinte. Ich fühlte nichts und doch so viel.

»Ich schicke Ihnen eine Schwester. Die hilft Ihnen beim Anziehen.« Beide Männer verließen fluchtartig den Raum.

Ich starrte vor mich hin und versuchte zu ergründen, was in den letzten Stunden passiert war.

Mark war tot.

Ich lag in einem Krankenhaus, und mein toter Mann befand sich ein paar Zimmer weiter. Das war so ... so *absurd*.

Was sollte ich jetzt machen? Ich musste mit meiner Tochter sprechen, Marks Körper musste nach Deutschland zurückgebracht werden, es gab so viel zu tun.

Passierte das alles wirklich, oder war das nur ein Albtraum, aus dem ich irgendwann schweißgebadet erwachen würde?

»Hallo, ich bin Schwester Lanea. Möchten Sie auf die Toilette? Soll ich Ihnen helfen?«

Die Frau, die mich mit ihren Fragen etwas überrannte, sah hübsch aus. Eine richtige Hawaiianerin. Sie trug ihr dunkles Haar zu einem Zopf geflochten, ihre Augen blitzten mich aufmerksam an. Ich war froh, dass sie mich nicht mit Mitleid bedachte. Wahrscheinlich war das in ihrem Beruf auch gar nicht möglich, schoss es mir durch den Kopf.

Sie half mir aufzustehen. Immer noch fühlte ich mich sehr schwindelig, als wäre ich nicht richtig zu Hause in meinem Körper. Als sie mich am Arm berührte, verzog ich das Gesicht. Es tat weh.

»Verzeihung«, sagte sie sogleich, und ich fragte mich, wann das passiert war. Wieso hatte ich so starke Schmerzen im Arm?

Die Schwester hatte einen Rollstuhl mitgebracht, in den ich mich setzte, nachdem ich im Bad gewesen war. Die Räder quietschten, während sie mich durch endlose Flure schob. Kranke, Besucher und Ärzte liefen an uns vorbei. In einer Wartecke spielten ein paar Kinder auf dem Boden mit Spielzeugautos. Alina hatte ihre Matchbox-Sammlung so sehr geliebt, dass sie sie immer in ihrer Nähe haben wollte. Abends hatten wir sie immer gemeinsam unter ihr Bett geschoben, erst danach war sie bereit gewesen, sich hinzulegen.

Vor einer Fahrstuhltür mit der Aufschrift »Nur für das Personal« blieben wir stehen. Schon nach kurzer Zeit öffneten sich die Türen, und ich wurde hineingeschoben. Die Schwester drehte den Rollstuhl so, dass ich sie sehen konnte. Unsere Blicke begegneten sich. Wieder war da diese positive Energie, die sie ausstrahlte.

Im Untergeschoss des Krankenhauses waren wir allein. Nachdem wir einen weiteren weißen Flur passiert hatten, hielt Schwester Lanea vor einer nichtssagenden Tür. Sie klopfte und öffnete sie. »Ich bin mit Mrs Walter hier.«

Ein Mann, der an einem mit Akten bedeckten Schreibtisch saß, hob den Kopf. »Er liegt in der Vier.«

»Mahalo«, sagte die Schwester, schloss die Tür und schob mich weiter.

Mark sah aus, als schliefe er. Er lag in einem Bett und wirkte überhaupt nicht ... tot. Wie erstarrt sah ich ihn an. Die Schwester hatte mich, nach der Frage, ob es in Ordnung sei, mit ihm allein gelassen. Unwillkürlich berührte ich seine Hand, zuckte aber sofort entsetzt zurück. Sie war ganz kalt.

Es war vorbei, unsere Ehe, unsere gemeinsame Zeit. Eine Welle der Erleichterung überspülte mich. Gleichzeitig war ich von großer Traurigkeit erfüllt. Ich dachte an den Mann zurück, den ich so heftig geliebt hatte, dass ich ihm fast alles verziehen hatte. Ich ließ die vielen schönen Momente am Anfang unserer Ehe Revue passieren. Alinas Geburt – Mark hatte damals mit stolzgeschwellter Brust während der ganzen Geburt an meiner Seite gestanden, um dann Alina noch vor mir in den Arm zu nehmen. Ja, in den ersten Jahren war er ein guter Vater gewesen. Wann war nur alles schiefgegangen?



Berlin, Frühjahr 1887

Luise stoppte auf der zweiten Treppenstufe, derjenigen, die nicht knarrte. Sie konnte sie hören. Sie verhandelten über sie, das war ihr klar.

»Ich möchte Luise mitnehmen«, sagte Herr Winter gerade. »Einige sehr unerfreuliche Ereignisse rufen mich zurück auf die Plantage, es ist also Eile geboten.«

Schon seit ein paar Tagen war dieser Mann zu Gast bei der Familie, für die sie arbeitete und bei der sie wohnte. Ein imposanter Mann, der Geschäfte mit dem Hausherrn machte. Er kam von weit her. Bisher hatte er sie noch nicht weiter beachtet, zumindest war es ihr nicht aufgefallen. Vorgestellt worden war sie ihm auch nicht. Er war etwa im Alter des Hausherrn, Luise mutmaßte, dass sie vielleicht früher Freunde gewesen waren.

Atemlos verfolgte sie die Unterhaltung. Sie hockte sich auf die Treppenstufe, das kratzige Kleid bauschte sich um ihren dünnen Körper.

»Ich möchte sie heiraten, ich brauche unbedingt eine deutsche Frau auf der Plantage, und Ihr Mündel erscheint mir dafür passend.«

Herr Ansbach stieß ein Lachen aus. »Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Warum denn nicht?«

»Sie wollen unser Mädchen mitnehmen?«

Luise schüttelte den Kopf. Unser Mädchen? Wie konnte er das sagen? Die Frau des Hauses strafe sie seit Jahren mit Missachtung, die anderen Kinder behandelten sie wie eine Angestellte. Herr Ansbach hatte sie noch nie weiter

beachtet.

»Luise, was machst du hier?«, herrschte sie plötzlich die Hausherrin an.

Schnell stand sie auf und richtete ihr Kleid. »Entschuldigung, ich ...«

Sie ließ offen, warum sie auf der Treppe gesessen hatte, und lief eilig nach unten. In der Küche traf sie auf Bertha. Die Köchin sah sie erstaunt an.

»Was ist los mit dir?«

»Nichts! Was soll ich machen?« Luise atmete tief durch.

»Du kannst das Gemüse putzen.« Bertha wandte sich wieder ihrer eigenen Arbeit zu. »Wir haben heute ein großes Essen, es ist sehr wichtig für Herrn Ansbach.«

Luise fing an, die Kartoffeln zu schälen. Hatte sie das gerade richtig gehört? Wollte dieser Mann sie aus diesem Haus holen? Sie lebte jetzt seit etlichen Jahren bei der Familie Ansbach. Die Arbeit war nicht so schwer, und es ging ihr eigentlich gut.

Mit zitternden Händen griff sie nach den Kartoffeln. Automatisch schälte sie sie und warf die zerteilten Stücke in den großen Topf mit Wasser, während ihre Gedanken wie verrückt in ihrem Kopf herumschwirrten. Sollte wirklich ein Mann Interesse an ihr haben? Bisher hatten die Ansbachs noch nie etwas in der Richtung gesagt. Sie war zwar das Mündel, aber doch mehr die Magd. Frau Ansbach konnte keine Kinder bekommen, und so hatten sie Kinder aus dem Waisenhaus geholt. Nur war sie nie in den Reigen der akzeptierten Kinder aufgestiegen. Es gab andere, die die Ansbachs wie ihre eigenen Kinder behandelten. Luise hatte sich oft gefragt, nach welchen Gesichtspunkten das Ehepaar sich seine Kinder ausgesucht hatte. Waren sie einfach ins Kinderheim gegangen, hatten auf einige kleine Menschen gedeutet und gesagt: »Die und die wollen wir haben.«?

Sie hatten sie aus dem Waisenhaus geholt, als sie zehn Jahre alt gewesen war. Luise hatte sich immer wie die faule Frucht gefühlt. Niemand hatte sie haben wollen, bis die Ansbachs sie schließlich nahmen. Aber sie hatte schnell mitbekommen, dass sie mehr eine Dienstmagd als ein weiteres Kind um sich haben wollten. Inzwischen war sie mit ihren neunzehn Jahren auch gar kein Kind mehr.

Luise spürte, wie ihr Tränen über die Wangen liefen. Sie wischte sie weg und wünschte sich, dass ihr die Köchin Zwiebeln zum Schneiden gab. Vielleicht war es jetzt an der Zeit, in die Zukunft zu sehen. Wenn dieser Herr Winter sie von hier mitnehmen würde, dann wartete vielleicht ein neues

Leben auf sie.

»Ein besonderer Gast ist heute da.« Bertha sah sie mit einem bedeutungsschwangeren Blick an.

Luise senkte ihren Kopf und blickte auf den Kartoffelhaufen, der noch zu schälen war.

»Luise, komm mit mir«, sagte die Hausherrin, die plötzlich in der Tür zur Küche stand. Damit drehte sie sich auch schon wieder um und verließ eilig den Raum.

Luise stand einfach nur da.

»Los, du musst gehen.« Bertha stupste sie an.

Sie blickte in das Gesicht der Köchin, in der Hoffnung, dort eine Anleitung zu finden, wie sie sich zu verhalten hatte. Doch vergebens. Sie wischte sich ihre feuchten Hände an der Schürze ab und folgte Frau Ansbach in das große Wohnzimmer.

»Hier ist sie«, sagte Frau Ansbach mit kalter Stimme.

Der Hausherr und der fremde Mann erhoben sich von ihren Sesseln. Im Aschenbecher glomm eine Zigarre, auf dem Tisch standen dickbauchige Gläser mit einer bräunlichen Flüssigkeit.

Der Fremde trug ein elegantes Gewand, bestehend aus einer grauen Hose und einer dazu passenden Jacke. Sein Hemd war weiß und gestärkt, aber vor allem der bunte Schal hatte es Luise angetan. Sie kannte niemanden, der so etwas trug. Das dunkle Haar des Mannes war etwas länger, als es gerade Mode war, sein Bauch stand heraus. Im Gegensatz zu den anderen Männern im Salon war er dick. Herr Ansbachs Bruder, Peter Ansbach, und dessen Sohn Klaus waren ebenfalls zugegen, wie Luise mit Erstaunen feststellte. Keiner der anderen Herren betrachtete sie so wie Herr Winter. Seine Blicke versuchten, sie auszuziehen, wie sie mit einem gewissen Unbehagen feststellte. Aus kleinen dunklen Knopfaugen musterte er sie voller Interesse, genauso wie bei ihrer ersten Begegnung. Luise lief eine Gänsehaut über den Rücken. Sie biss sich auf die Lippen, um nicht zu offensichtlich zu erschauern. Dieser Mann war ihr Ausweg aus dieser trostlosen Welt, er wollte sie in die Ferne entführen, wo immer das auch war.

In ihren Augen war alles besser, als weiter in dieser Familie zu leben. Die Hausherrin hatte ihr vor ein paar Monaten nicht mehr gestattet, die Schule zu besuchen. Sie hatte darauf bestanden, dass Luise zu Hause blieb und von morgens bis abends im Dienst der Familie arbeitete. Seitdem hatte Luise

geputzt, gebügelt, gekocht, aber nicht mehr viel Zeit gehabt, um weiter zu lernen. Einzig der Englischunterricht war ihr geblieben. Frau Ansbach war in England geboren und unterrichtete alle ihre Kinder persönlich in ihrer Muttersprache.

»Meine liebe Luise«, sagte der Hausherr ganz jovial – bisher hatte er kaum je das Wort an sie gerichtet. »Darf ich dir meinen guten Freund und Geschäftspartner Karl Winter vorstellen?« Seine Miene spiegelte Seltsames wider, Luise war sich nicht sicher, was all das zu bedeuten hatte. Verlegen senkte sie den Kopf und machte einen Knicks. Angestrengt starrte sie auf ihre roten, vom Arbeiten stark mitgenommenen Hände.

»Guten Tag, Fräulein Luise. Wie schön, Sie zu sehen, Sie sind eine Augenweide«, sagte Herr Winter zu ihr. Er nahm ihre Hand und küsste sie.

Irgendetwas stimmte mit der Stimme des Fremden nicht. Schon als er die ersten Worte an sie richtete, stellten sich die feinen Härchen an ihren Armen auf. Es waren diese seltsamen Schwingungen, sie begriff es nicht, aber er stieß sie ab. Vielleicht war es auch nur, weil er sich mit seiner Zunge andauernd über die Lippen leckte, so als hätte er einen saftigen Sonntagsbraten vor sich.

Am liebsten hätte Luise ihm ihre Hand auf der Stelle entrissen, aber das verbot die Höflichkeit.

»Sehr angenehm«, flüsterte sie und fühlte das Gegenteil.

»Gut, dann können wir jetzt an den Tisch wechseln«, sagte Frau Ansbach in ihrem Rücken. »Luise sitzt neben Herrn Winter.«

Sie schluckte vor Entsetzen. Es war das erste Mal, dass sie am Tisch der Herrschaft sitzen sollte. Bisher war das nur zwei der angenommenen Kinder erlaubt gewesen. Nein, das konnte nicht sein. Sie trug ihre Arbeitskleidung, wollten die Ansbachs sie wirklich so am Tisch haben?

Den gleichen Gedanken musste auch die Herrin des Hauses gehabt haben. »Luise.« Ihre Stimme klang seltsam dünn. »Bitte komm mit mir, wir müssen uns noch umziehen.«

Erstaunt betrachtete Luise Frau Ansbach. Sie verstand nicht, warum die Hausherrin ihre Kleider wechseln wollte. Sie trug eines ihrer besten Gewänder, da war sich Luise sicher.

Sie folgte ihr aus dem Salon. Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, drehte Frau Ansbach sich um und blickte sie mit kalten Augen an. »Ich weiß auch nicht, was wir jetzt mit dir machen sollen. Vielleicht probieren wir eines der Kleider von Karla.«